

## **Dankesrede Rudolf Hermsteins anlässlich der Verleihung des Münchner Übersetzerpreises 2009**

Ich danke der Stadt München und der Jury herzlich für die Zuerkennung dieses Preises. Die Freude darüber war und ist umso größer, als ich nicht damit gerechnet hatte, doch noch einmal einen Übersetzerpreis zu bekommen. Wenn man ein bestimmtes Alter erreicht hat, findet man sich damit ab, dass man den Sprung vom *Translator campopratosilvaticus*, also vom Feld-, Wald- und Wiesenübersetzer, zum *Translator laureatus* in diesem Leben wohl nicht mehr schaffen wird.

Eine Freude ist es mir auch, vor einem so illustren Publikum ein wenig aus dem Nähkästchen plaudern zu dürfen.

Ein übersetzungstheoretisches Buch, das ich einmal in der Hand hatte, begann mit dem Satz: "Wissen Übersetzer eigentlich, was sie tun?" Da ich das Buch gleich wieder zuklappte, kenne ich die Antwort nicht, man darf aber getrost annehmen, dass die Frage rhetorisch gemeint war.

Man müsste dem Mann auch gar nicht widersprechen, sondern könnte in aller Unbescheidenheit erwidern: "Vielleicht wissen Übersetzer ja wirklich nicht, was sie tun, aber sie können es."

Und sie fühlen sich ganz wohl dabei. Dass es nicht immer ersprießlich ist, über sein Tun nachzugrübeln, wissen wir aus der Fabel von dem Tausendfüßler, der eines Tages gefragt wurde, "Wie machst du das eigentlich so mit deinen vielen Beinchen?", und von Stund an keine tausend Schritte mehr tun konnte.

Nein: Natürlich macht unsereiner sich immer wieder einmal Gedanken über die theoretischen Grundlagen seines Handwerks. Ich selbst habe sogar schon vor genau einem halben Jahrhundert, als Oberprimaner am Humanistischen Gymnasium Rosenheim, einschlägige Überlegungen angestellt. Zum Beweis kann ich meinen Hausaufsatz vom 17. März 1959 vorzeigen, der durch einen glücklichen Zufall vor drei Monaten zu mir zurückgefunden hat. Darin heißt es:

"Wenn wir auch nie einen bedeutenden lateinischen Satz selber gedacht und ausgesprochen haben, so sind wir doch mit dem lateinischen Denken vertraut. Wie wäre es sonst zu erklären, dass wir manchmal schwierige lateinische Sätze nicht in unsere Sprache übertragen können, sie aber trotzdem verstehen? Wir erfassen den Sinn des Satzes eben nicht, indem wir Wort für Wort die deutsche Bedeutung einsetzen, sondern das

Verständnis muss zuerst dasein, dann erst kann die Übersetzung formuliert werden."

Ich fuhr dann fort, bei modernen Sprachen wie Englisch und Französisch sei das nicht der Fall, weil sie unserer eigenen Sprache viel ähnlicher seien als das Lateinische.

Das war ein Irrtum. Auch beim Übersetzen aus dem Englischen geht es mir so, dass vieles, was ich beim Lesen auf Anhieb verstehe, sich mit Händen und Füßen dagegen sträubt, ins Deutsche übertragen zu werden.

Offenbar denken wir tatsächlich in der anderen Sprache, wenn wir einen fremdsprachigen Text lesen und verstehen. Wir machen uns das meist nicht bewusst, aber es kann eigentlich gar nicht anders sein, denn die Alternative wäre ja, dass wir uns den Text beim Lesen simultan übersetzen.

Der Übersetzer hat es also mit zwei Systemen zu tun, die einander zwar ähneln, aber nicht durchweg kompatibel sind. Er muss Texte aus dem einen in das andere System übertragen, doch das kann eben wegen der großen Unterschiede nie ganz ohne Verluste gelingen.

Insofern haben es Übersetzer schwerer als musikalische Interpreten: Musikstücke werden ja für Instrumente oder Klangkörper geschrieben, deren Besonderheiten und Möglichkeiten der Komponist sehr gut kennt. Unspielbare Stellen sind deshalb die ganz große Ausnahme.

Beim Übersetzen sind "unspielbare Stellen" dagegen an der Tagesordnung. Literarische Texte sind nun einmal nicht dafür vorgesehen, in andere Sprachen übersetzt zu werden.

Um den Vergleich mit der musikalischen Interpretation noch etwas weiter zu treiben: Beim Übersetzen müssen wir in unserer eigenen Sprache schreiben, haben aber ständig die Fremdsprache im Ohr. Das ist, als würde man eine Melodie in einer bestimmten Tonart hören und müsste sie gleichzeitig in einer anderen Tonart nachsingen.

Dieses ständige Nebeneinander der beiden Sprachen führt dazu, dass die Ausgangssprache, in die man sich ja möglichst intensiv einfühlen muss, mehr oder minder stark auf die Übersetzung durchschlägt: Es kommt zu Interferenzen.

Damit diese fremdsprachigen Anklänge aus dem deutschen Text verschwinden, muss man meiner Erfahrung nach seine Übersetzung spätestens in einem dritten oder vierten Bearbeitungsgang als eigenständigen Text lesen. Dann erzeugt sie aus sich heraus schönere,

idiomatischere, freiere Lösungen. Der Text erwacht eigentlich erst in diesem Stadium zum Leben.

Eine Übersetzung, die bis zum Schluss am Rockzipfel des Originals hängt, findet dagegen nur schwer zu einem Eigenleben.

Nun höre ich schon den Einwand: Na gut, dadurch wird die Übersetzung vielleicht lesbarer, freier und schöner, aber doch wohl auch ungenauer als die "wörtlichere" frühe Fassung.

Das muss keineswegs so sein. Im Gegenteil: Meist ist die – mühsam erarbeitete – freiere Übersetzung dem Original viel näher als die wörtlichere frühere Fassung. Fast könnte man sagen: Man muss sich sehr weit vom Original entfernen, um ihm möglichst nahe zu kommen.

Das klingt paradox. Aber mit dieser frohen Botschaft – dass man durchaus schön und zugleich genau übersetzen kann – stehe ich nicht allein. Wenigstens ein berühmter Kollege hat sich im selben Sinne geäußert.

Die Rede ist von dem 1934 verstorbenen irischen Übersetzer Stephen MacKenna, der Plotins Enneaden ins Englische übersetzt hat. Die 1917 bis 1930 in fünf Bänden erschienene Übersetzung ist leider unvollendet geblieben. Kein Geringerer als George Steiner bezeichnet sie in seinem Buch *After Babel* als "eines der Meisterwerke moderner englischer Prosa"<sup>1</sup>.

Stephen MacKenna also schreibt: "Ich sehe mich immer wieder außerstande, Übersetzungen zu lesen, Übersetzungen zu verstehen, die der landläufigen Vorstellung von 'Wörtlichkeit' entsprechen. Liegt mir dagegen eine freie Übersetzung von einem Meister unseres Metiers vor, stelle ich oft amüsiert fest, dass ich aus dieser Freiheit heraus den griechischen Originaltext fast wörtlich rekonstruieren kann. Mit anderen Worten: Es lässt sich, meine ich, beweisen, dass eine gute freie Übersetzung dem Original viel näher ist als die meisten wörtlichen Übersetzungen."<sup>2</sup>

Dieses klare Bekenntnis zur freien Übersetzung ist umso bemerkenswerter, als gerade Übersetzer aus alten Sprachen oft einer wörtlichen, ja verfremdenden Übersetzung den Vorzug geben. Dabei wird häufig gar keine getreue Nachbildung des Originals angestrebt, sondern es stehen (wie schon bei Schleiermacher) pädagogische Absichten im Vordergrund. So schreibt zum Beispiel der Verfasser einer mehrbändigen Seneca-Übersetzung, die in den 1970er Jahren als zweisprachige Ausgabe erschienen ist, in seinen Vorbemerkungen: "Absicht der Übersetzung ist es, dem Leser des lateinischen Textes bei

seiner Lektüre behilflich zu sein. Wenn der Leser auf die Arbeit mit dem lateinischen Text verzichtet, soll er die Andersartigkeit, ja Fremdheit der lateinischen Sprache nachvollziehen können."<sup>3</sup>

Mir kann natürlich nichts daran gelegen sein, den Lesern meiner Übersetzungen immer wieder die Andersartigkeit, ja Fremdheit der englischen Sprache vor Augen zu führen. Wohl aber sehe ich es als meine Aufgabe an, den persönlichen Stil eines Autors wiederzugeben. Ein Autor von Rang sollte schließlich auch in Übersetzung seine unverwechselbare Stimme behalten. Obwohl ich immer aus dem Englischen übersetze, habe ich es also bei jedem Autor mit einer anderen Sprache zu tun. Vermutlich ist das einer der Gründe, warum mir das Übersetzen auch nach fast vierzig Jahren nicht langweilig wird.

1 George Steiner, *After Babel, Aspects of Language and Translation*, Second Edition, Oxford 1992, S. 281

2 E. R. Dodds (Hrsg.), *Journal and Letters of Stephen MacKenna*, London 1936, S. 155

3 Manfred Rosenbach (Hrsg.), *L. Annaeus Seneca, Philosophische Schriften, lateinisch und deutsch*, Dritter Band, Darmstadt 1974, S. VII